**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 213 (1934)

**Artikel:** Aus der Werkstatt appenzellischer Künstler

Autor: Liner, Carl / Schmid, Emil

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-374941

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 23.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Aus der Werkstatt appenzellischer Künstler.

Vorbemerkung. Die man= nigfaltigen Vorzüge unseres Appenzellerlandes sind weit herum bekannt; wie viele aber wissen, daß das grüne Hügelland zu Füßen des Säntis in seinen sauberen Dörfern auch eine stattliche Anzahl tüchtiger Künstler beherbergt? Jeder unter ihnen schafft nach seiner Eigenart und der Besonderheit seiner Begabung, uns bekümmert um den Lärm des Tages und der Mode, Werke, die es ver= dienen, in noch weiteren Kreisen be= kannt zu werden, als sie es schon sind. Aber nicht über sie schreiben wollen wir, sondern sie sollen selber zum Wort kommen und uns von ihrer Kunst und ihrem Leben erschreiben und unst von zählen. Dabei wird mancher erken-nen, daß es sich bei der Kunst nicht nen, daß es sich bei der Kunst nicht um einen entbehrlichen Luxus, son-dern um eine ernste und große Auf-gabe handelt, die recht zu erfüllen, der Künstler seine ganze Lebens-arbeit einsetzt. Für dieses Jahr sollen Carl Liner, Appenzell, und Emil Schmid, Heiden, zu Worte fommen.

"Kunst ist nicht Luxus. Sie ist so nötig und so nühlich wie der Son-nenschein. Wo sie nicht hinscheint auf irgenbeine Weise, entsteht Kälte, Unfruchtbarkeit, ja geistiger Zerfall. Ich meine dabei nicht die Kunst, mit der man Handel treibt, mit der man gesellschaftliche Achtung erwirdt, auch nicht in erster Linie die Kunst als Beruf und Erwerb. Die Kunst als Naturerscheinung ist dem Menschen eigen von Anbeginn, als schöpfe-rische und entwickelnde Kraft, die aus allem, was er treibt und bildet,

ein Zeugnis seines göttlichen Ursprunges macht.

Aus allen Zeiten des Menschen sind uns heute Werke bekannt von hoher Vollendung. Sie bekunden, daß die Aunst nicht gebunden ist an bestimmte Lesbenssormen, an Aultur und Wissenschaft, sondern daß sie Blüte und Frucht sein kann in jeder Art und Form des menschlichen Daseins, geboren aus unserer Beobachtung, aus den willfürlichen oder unwillfür lichen Wahrnehmungen unserer Sinne. So reich hat die gütige Natur unsere Sinne geschaffen, unsere Augen, unsere Ohren, unser Tasten, Fühlen aller Art, daß wir dam it Freuden in unser Leben schöps fen, für die wir einen Ausdruck suchen und einen Dank durch unsere Tätigkeit, unsere Arbeit.

Die Höhlenmenschen zeichneten die Tiere ihrer Jagd mit den einfachsten Mitteln an die Wand,

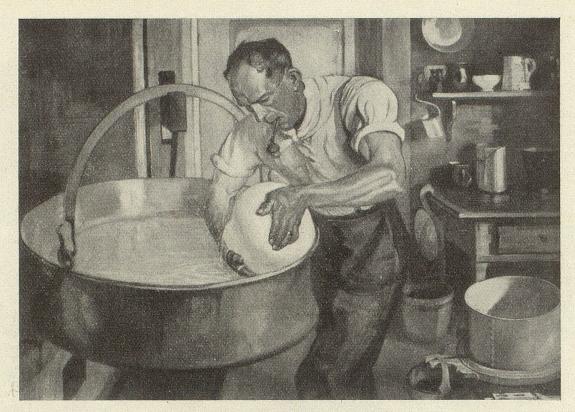


Rirchgangerinnen. Nach einem Gemälde von C. Liner.

so lebendig und frei, daß wir ihre Sicherheit und hohe Kunst bewundern mussen. Wir sehen, daß es feiner akademischen oder wissenschaftlichen Schulung bedarf, um Gutes zu leisten; aus der Sicherheit er-wuchs die Freude und die Selbstverständlichkeit dieser Kunstübungen.

Anders die geschickten Handwerker und Bau-meister des Mittelalters. Aus Erfahrung und Ueber-lieferung bauten sie die Grundlagen für ihr solides Werken auf, dessen Stolz ihre Zeit beherrschte. Gutes Handwerk erweckt erst Freude und Genuß am täg= lichen Schaffen, das goldene Handwerk war der Boden, auf dem die Kultur ihre reiche Entfaltung fand.

Die Mißachtung und Vernachlässigung des Hand-werklichen in der Kunst ist ebenso falsch wie bessen



Der Rafer. Rach einem Gemalbe von C. Liner.

Neberschätzung. Ebenso verhält es sich mit dem Triebhaften und Primitiven. Beide gehören zusammen. Wo das unmittelbar Gefühlte, die treibende seelische Kraft sehlt, da enden wir in Routine und Verstellung; nichts kann die Aufrichtigkeit ersehen, die auch ein ungeschicktes Werk zum Kunstwerk ersheben kann.

Unsere Zeit steht noch mitten in der Spekulation über Methoden und Geschicklichkeiten; wie könnte es anders sein, wo die Kunst in allen ihren Erscheinungsformen, in Musik, Theater, Literatur usw., der allgemeinen großen Verwirrung und der gesichäftlichen Ausnutzung verfallen ist.

Umso köstlicher ist die stille Besinnung und umso erquickender, umso dankbarer erkennen wir es, daß die Kunst uns besreit von den Suggestionen und den quälenden Sorgen der ewig in Eigennutz und Eigensliebe irrenden menschlichen Gesellschaft. Jedes wirksliche Kunstwerk, so bescheiden es sei und aus welcher Zeit und Gegend es stamme, es ist ein Träger dieser besreienden Kraft. Wie wäre es sonst möglich, daß wir von dem kleinen Werke eines indischen Künstlers oder von einem einsachen Werke Holbeins so tief ergriffen werden? Ost weit stärker als von dem größten Werke eines Rubens?

Ich hatte oft zu entscheiden zwischen verschiedenen Bildern heutiger Künstler, fast immer wurde ich von einzelnen stärker angezogen, ohne daß ich vorerst den Grund bestimmt angeben konnte. Mit der Zeit erst war es mir klar genug, daß es bei diesen Arbeiten dem Künstler wohl ums Herz gewesen war und daß

erst bei restloser Hingabe unsere Arbeit klar und rein und ohne hemmende Unsicherheiten dahinfließt. Der Ausspruch des französischen Bildhauers Rodin trijst den Nagel auf den Kopf: "In der Kunst ist die Ausrichtigkeit das einzige Geseh."

B

Ja, die Aufrichtigkeit gibt uns den Freibrief und unsere Liebe zur Natur und zu den Menschen, die wir als eine Welt empfinden, die uns die Wunder der Schöpfung täglich neu vermittelt. Wie schön, wie herrlich ist schon das Kind, welche Freude, seine Zartheit und seinen Glanz zu malen.

Wie schön ist es, das Werden und Wachsen zu sehen und vor allem, was ofsenbart sich uns, wenn wir den Menschen in seiner Arbeit sehen und wiesdergeben. Das war mir immer das eigentliche Ziel, diese Verbundenheit mit Natur und Leben und Vergangenheit. Welche Freude, welcher Stolz und welche Zufriedenheit strömen uns da entgegen, wo der Mäher mit der Sense uns entgegenkommt oder der Hahren wo uns früher der Fabrikant die saubere, helle Arbeitsstätte zeigte, da war es auch so. Unvergeslich bleibt mir mein erstes Modell im Appenzellerland. Das war die "Kästlis Rosi" in der Speicherschwendi, eine Frau von 80 Fahren, die noch alle Tage, Somsmer und Winter, in ihrem Webkeller von früh dis abends am Webstuhl arbeitete. Da flog das Schiffslein schneidig, so mit einem gewissen Klingsklang, hin und her und die munteren Hände der Weberin und ihre immer noch flinken Füße hoben sich und sensten sich und ich schaute in das Gesicht mit den



Um Brunnen. Rach einem Gemälbe von C. Liner.

immer noch putigen und lebensfrohen roten Bäcklein und empfand das Lied der frohen Arbeit. Und hinter der Weberin sah man den Hühnerstall, mit einem netten Butenfenster abgeschlossen. Dahinter scharrten und hantierten die Hühner, als hätten sie es ebenso eifrig, denn es war im kalten Januar. Und ich schämte mich beinahe, wenn es mich an die Finger fror beim Zeichnen, während die fröhliche Weberin nichts von der Kälte zu spüren schien.

Und abends kam meine Schwester und holte mich ab und wir gingen zusammen in den "Bären", wo man die guten "Bantli" bekam und tranken mit der Rosi dazu etwas guten Bernecker. Die Rosi berichtete und sagte uns, wie gerne sie noch lebe; es wurde ein bischen Musik gemacht und ich habe mit dem lieben alten Fraueli noch ein ganz kleines Tänzchen gesichwungen.

Wenn ich dann wieder nach München kam und den Bauern in Bahern zusah, in Dachau mit ihren Rossen und ihrem Bier, so konnte ich mich nie recht entschließen, ihnen näherzukommen.

Wir haben in der Öftschweiz ein ganz besonderes Völklein, die Mischungen aus Kultur und Kasse haben sicher glückliche Wirkung gehabt und den Grund geslegt zu den Fähigkeiten, die nötig waren zur Entsalstung eines Wohlstandes, einer gepflegten Bauweise und Lebensführung, wie sie in solchen Söhen und abseits von den Verkehrswegen uns manchmal kaum erklärlich scheinen.

Dem Interesse am Volke gegenüber trat bei mir das Interesse an der Landschaft eher zurück, denn

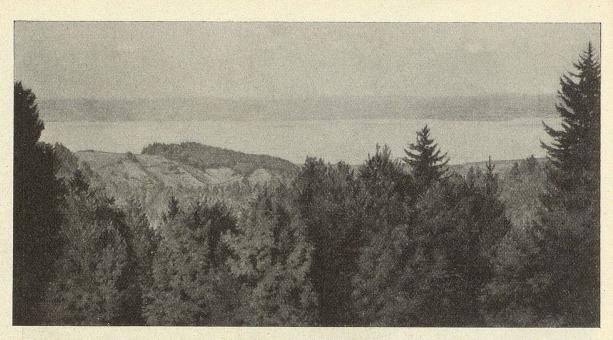
die vielen Häuschen und kleinen Wäldchen störten mich, und erst spät lernte ich diese Hindernisse durch das Atmosphärische zu überwinden.

Zudem war früher die Verpflichtung zum Zeichnerischen und zur Aleinarbeit größer. Es ist ein
Verdienst und ein Gewinn der neueren Anschauungen in der Malerei, daß das Aleinliche und das
überwiegende Interesse am Gegenständlichen zurücktraten gegenüber der Freude an Farbe und Licht und guter Beobachtung. Seute ist anch die Scheidung nicht mehr üblich und nötig, die uns eine Zeit lang in die Schablonen der Historie, der Landschaft, der Vildnismalerei usw. zwang. Wir haben wieder etwas von der Freiheit Rembrandts, der in jedem Sattel sicher saß. Wohl hat einer seine Stärke hier und der andere dort, und das ist gut so. Denn wir wollen wieder einen Reichtum von verschieden Gearteten, und die Hauptsache ist, daß jeder ein guter Maler sei.

Das soll ein Bekenntnis sein und jedem guten Maler wünsche ich, daß es ihm wohl ergehe in unserem Lande und daß er lange darin leben möge. Noch ist viel zu tun; noch weiß man nicht, welch schöne Blume die Ostschweiz sein könnte in dem bunsten Strauß der schweizerischen Kunst.

Carl Liner, Appenzell.

Jeder weiß, oder sollte es wenigstens merken, daß der Kalendermann Jahr für Jahr bestrebt ist, seinen Lesern neben dem Althergebrachten auch stets etwas Neues und Unbekanntes zu bieten. So ist ihm dies-



Bobenfee-Landichaft. Rach einem Gemalbe von Emil Schm ib.

mal der Einfall gekommen, seine Leser einen Blick unter die verschiedenen Brusttücher der appenzellischen Künstler tun zu lassen. Als ob das eine einstacke Sache wäre! Ich glaube nämlich kaum, daß der Kalendermann von jedem meiner Beruszgenossen erwartet, daß er seine Werkstatt beschreibt, seine Irumente aufzählt und eine Liste ausstellt über seine sämtlichen geratenen und ungeratenen Werke. Ich vermute viel eher, es sei ihm darum zu tun, eine seelische Verdindung zu schaffen zwischen Volk und Künstler. So mag denn jeder von uns sein Bestes beisteuern, um des Kalendermanns Wunsch zu erstüllen.

Unser beider Los ist es, den "Reigen" zu eröffnen, oder besser gesagt: Brücken zu bauen zwischen Kublistum und Künstlern: Daß es dabei in erster Linie darauf ankommt, die inneren Beziehungen zu beleuchten, ist ebenso selbstverständlich wie schwierig; denn selten wird die unverhoffte Beleuchtung eines unbekannten Gegenstandes als angenehm, sondern viel eher als rücksichtslos empsunden. Zum Erkennen der Einzelheiten ist jedoch starkes Licht Bed ingung. Licht schafft Klarheit, und ohne Klarheit gibt es keine Wahrheit. Darum soll niemand etwas Anderes hinter unseren Aussührungen suchen, als das, was dahinter stecken soll und unmitstelbar daraus spricht: Das Bedürfnis nach gegensseitigem Verstehen.

Meine Haupttätigkeit ist die Bildnismalerei. Das mit ist bereits angedeutet, daß ich bei den meisten meiner Arbeiten in engere Beziehung zu mindessten so einem Menschen, nämlich dem Modell, gerate. In diesem Augenblick teilen sich bereits meine Möglichkeiten in zwei Lager: erstens in das ide ale Berhältnis zwischen Maler und Modell, wenn ich mir letzteres selber auswählen, oder es ganz nach meinem Bedürsnis gestalten darf. Zweitens in das

abhängige Verhältnis, wenn ich im Auftrage eines Anderen eine bestimmte Persönlichkeit zu porträtieren habe und ich dabei mancherlei Wünsche und Vorschriften des Auftraggebers oder des Modells in bezug auf die Ausführung des Bildnisses berücklichtigen soll.

th W See et

g ge de

व शविमिन्द्राव

u e d u tl

il e of

sichtigen soll.

Aus leicht erkennbaren Gründen ist das Glück des erstgenannten Falles selten und läßt sich nicht allzuoft mit der zweiten Möglichkeit auskosten. Male oder zeichne ich jemanden "auf eigene Faust", so ist meist schon die Grundlage da für ein ersprießliches Schaffen, nämlich die freudige und vertrauende Hingebung des Modells und meine ungehemmte Sinsgebung des Problem.

Sandelt es sich um einen Auftrag, so ist oft schon das Modell, sicher aber seine Angehörigen und Freunde, gespickt mit falschen Erwartungen und Borstellungen: Ob dieses oder jenes Aleid günstiger, ob diese oder jene Hellung vorteilhafter, ob diese Handstellung oder jene eleganter sei usw. Ihr merkt bereits, liebe Kalenderleser, daß die Schwierigkeiten beginnen, denn daß die "Geschmäcker" grundverschieden sein können, wist ihr sicher so gut wie wir. Wo hört nun aber das "Recht" des Kublikums auf und wo beginnt die "Alleinherrschaft" des Künstlers? In dieser Frage Klarheit zu schaffen, betrachte ich als meine heutige Aufgabe.

Die gefährlichste Klippe, die der Bildnismaler zu umschiffen hat, ist die Eitelkeit, die Gefallsucht der meisten Menschen. Fast alle diejenigen, welche porträtiert werden sollen, möchten — oder sollten — möglichst vorteilhaft, liebenswürdig, angenehm, sassonschied und dabei möglichst "ähnlich" dargestellt werden. Bedeutet aber diese gewünschte "Achnlichsteit" in jedem Fall auch eine unbedingte Wahrheit? Leider nicht. Aber darauf kommt es den Wenigsten an. Das vorteilhaft afte Aussehen ist sür sie bes

stimmend und ausschlaggebend. Wo bleibt dabei aber die Kunst? Jedem, der Ohren hat zu hören, sei es gesagt: Wer in erster Linie ein frappant ähnliches und zu= gleich möglichst vorteilhaftes, geschmeicheltes Kontersei wünscht, der wähle sich lieber keinen wirklich aufrichtigen Künstler, sondern trage seine Wünsche zum Photographen, welcher alle Fä= higkeiten und Möglichkeiten be= sist, um das Gewünschte her= beizuzaubern. Lom wirklichen Künstler darf man nicht mehr verlangen, als er geben kann und nicht weniger erwarten, als er geben will. Ich möchte an dieser Stelle einen Großen für uns reden laffen, nämlich Goe= the in den "Bahlverwandt» ichaften": "Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Des= wegen habe ich die Porträtisten immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von die= sen — den Borträtmalern — fordert man's: Sie sollen einem Jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Men= schen fassen, sondern wie je der ihn fassen würde."

Die Leute machen sich wohl unklare — und sicher zum großen Teil unrichtige — Vorstellungen vom Leben der Künstler, aber an das tiese Erleben des schaffenden Künstlers denkt selten jemand. Dieser grundlegenden Besonderheit steht man fremd und verständnislos gegenüber und daraus ergibt sich die innere Klust zwischen

Publikum und Künstlerschaft.

cf

)t

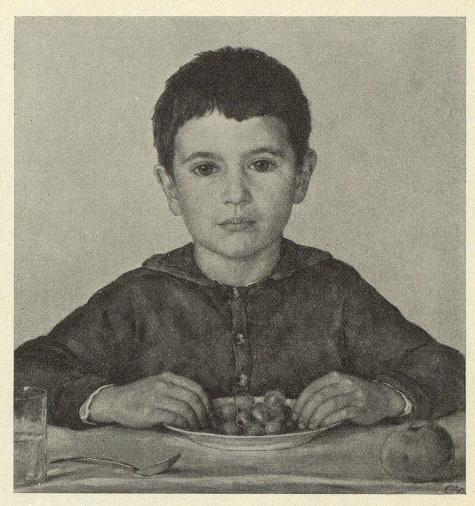
etta

e

0

6

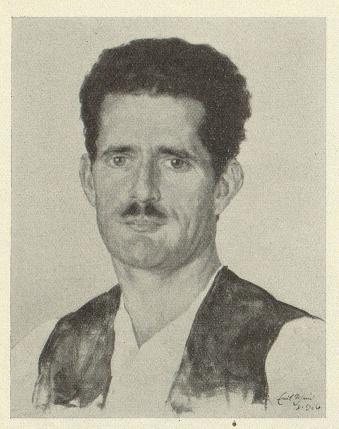
Steht der Maler demjenigen Menschen gegenüber, den er im Bilde darstellen will, so drängt sich
ihm vorerst das Formale, das Aeußerliche, das ohne
weiteres Sichtbare auf. Je mehr er nun Linie für Linie und Zug um Zug des Modells studiert und bearbeitet, umso tieser dringt seine Seele in das Wesen
des anderen ein, umso mehr fällt alles, was Maske,
was Pose, was Beherrschung ist, vom anderen ab;
mit jedem einzelnen Ausdruck zeigt sich der Kern,
das innerste Wesen des anderen unverhüllter, wahrer. Der Mensch zeigt sich dem Künstler unbewußt,
w i e e r i st; er macht zugleich eine Wandlung durch,
indem er durch des Künstlers Wesen und Sigenart
hindurch ans Licht dringt und durch ihn auf die Leinwand gebannt wird. Dadurch entsteht jene höhere
und tiesere Aehnlichkeit, welche alle in berechtigt
ist, einem wirklichen Kunstwert dienstbar zu



Anabenportrat. nach einem Gemälde von Emil Schmid.

sein. Mit der alltäglichen, oberflächlichen, gefallsüchtigen Aehnlichkeit hat sie nicht das Geringste zu tun. Diese letztere ist die Todseindin jedes wirklichen Aunstwerkes — und wenn sich ein Künstler durch underständige Auftraggeber zu dieser verwerslichen Aehnlichkeit zwingen läßt, so verliert er die kostbare Berle der wahren Kunst und wird zum Hampelmann der kunstverständig Seins oder Scheinenwollenden. Zwar darf man diese unterlegenen Künstler nicht ohne weiteres verurteilen; so sehr wir jenen die Achtung versagen müssen, welche aus einer Gewinnssucht sich den unkünstlerischen Instinkten des Kublikums anpassen, so sehr müssen wir Mitgefühl haben sür jene, welche aus Not, aus Sorge um die Existenzihrer Familie sich gezwungen sehen, sich zu fügen und in Kompromissen zu verlieren. In die seines Kemsbrandt, eines Franz Hals erkennen: Sie sind sich selber und ihrer hohen Kunst treu geblieben und — sind dafür im Elend gestorben!

Ein Bildnis ist umso größer, je größer es als Kunstwertschiedigen größer, je größer es als Kunstwertschiedigen Fines gegenständlichen Interesses. Wie viele unserer Austraggeber und Käuser sind kunstverständig genug,



Mannerportrat. Nach einem Gemalde von Emil Schmid.

um diesen Maßstab an unsere fünstlerischen Arbeiten zu legen? Mit dieser Frage wird immer wieser das Aroblem der Aehnlichkeit aufgerollt. Natürslich soll ein Porträt ähnlich sein. Es kann aber nicht nach der Aufsassung jedes einzelnen Beschauers frappant ähnlich sein, denn der eine sindet diesen, der andere jenen Ausdruck charakteristischer. Das Porträt ist aber gleichsam eine Sumsme von Ausdrüft ein, welche nur den Ausdruck eines Augenblicks sestzuhalten imstande ist.

Im Interesse sowohl der Kunst, als auch der Künstler ist zu hoffen, daß es trot allem auch in unserer "schnellebigen" Zeit noch Menschen gibt, die das tieser dringende Künstlerauge nicht scheuen und die es getrost dem Waler oder Bildhauer überlassen, das Wesentliche aus ihrem Inneren herauszuholen. Em i l Schmid, Heiden.

## Der Kaminfeger.

Eine heiterernste Geschichte von F. Friedli.

Trothdem Mettler Christen als Kaminfeger genug Rauch und Kuß zu schlucken bekam, mochte er doch ums Leben gern etwas essen, das schon länger in Rauch und Kuß hing. Zwar wollte das von den Bauersleuten selten jemand merken, wenn er auch noch so sehr um ihre Schinken und Rippli herum-redete, die in ihren Kaminen hingen. Zuweilen sand

er aber doch eine gemerkige Bauersfran, die ihm dann ein geräuchertes Rippli oder zwei in seinen rußigen Kittel schob. Aber was war das für eine so große Schar, die sich daheim um den Ektisch scharte! Sechs Buben und drei Mädel, keines mehr als ein Jahr vom andern auseinander. Zwei waren sogar miteinander zur Welt geboren. Sogar die abgenagten Rippli mußten noch zerkleinert werden und dann sog jedes daran, solange ein wenig Saft herauszusgaugen war.

Rai

gi

h

gi di iv

b

fc

a

b

if

r

g

11

n

98

g n 3

11

a

8

f

dbelf

on the the ett

Kun war schon wieder mehr als ein Vierteljahr vorüber, seitdem ihm das "um das Geräucherte herum reden" etwas eingetragen hatte. Es schien, als hätte ihn da alles verlassen. Schon mehr als ein Mal war er in der Versuchung, selbst ein Stück aus dem Kamin auszulesen, wenn einmal niemand in der Nähe war, aber immer noch hatte ein weißes Engelein den schwarzen Kaminfeger davor bewahrt und nachher, wenn er wieder im Freien war, pries er sich glücklich, der Versuchung entronnen zu sein, froh darüber, daß doch seine Seele noch nicht schwarzenwarden sei

Alls aber nach Verfluß von wieder einem Viertelsjahr nichts von einem Kamin herunter von barmsherziger Hand in seine Tasche gesteckt wurde, — nun, da war sie eben doch einmal gefüllt mit einem schönen Stück, das ungeschenkt und unbezahlt war. Das war wohl auch die Ursache, daß er diesmal schneller heimzukommen suchte. Das war es auch, daß er den Entschluß faßte, diesmal an der Gartenwirtschaft zur "Krone" vorbeizugehen, ohne sein Möschtlizu trinken. Aber, sagte er sich im letzten Moment noch: das könnte gerade auffallen, und als er den Hubersepp schon dort sizen sah und jener ihn auch erkannte, da durste er nicht vorbei. Sein "Geräuschertes" hatte er zuvor im Mooswäldli oben, durch das er hindurch mußte, aus der Tasche genommen und auf seinem Kopf unter dem großen Zylinderhut verborgen.

So saß er denn vor seinem Glas Most, um damit den Ruß aus seiner Kehle zu spülen. Wenn er nur auch den, der sich ihm auf die Seele gelegt hatte, hätte wegspülen können! Ach, wäre das Fleisch doch wieder im Kamin, wo es vorher war! Mit Appetit würde er ja doch nicht dabei sein. Kun, er hatte es ja auch nicht in erster Linie um seinetwillen getan, Frau und Kinder sollten wieder einmal etwas Besenschaft der sich ein seine der seine der

seres haben, so redete er sich ein.

Etwas abseits in der Gartenwirtschaft hatten einige Jungburschen eine Scheibe aufgestellt, um sich im Flobertschießen zu üben. Eben machten sie eine Bause. Einige kamen herzu und fingen den Kaminsfeger zu necken an. Sonst blieb er in solchen Fällen nichts schuldig, er konnte zünstig zurückgeben und heimzahlen, wenn es sein mußte, aber diesmal war er nicht in der Laune dazu. Einer der Burschen gab ihm einen leichten Schlag auf seinen Inlinder mit seinem Flobert. Aengstlich griff er darnach und drückte ihn noch fester an. Das reizte den jungen Mann noch mehr. Ob er einmal den Tell machen solle, er möchte ihm durch seinen Hutschießen? Ohne auf das ängstliche Abwehren zu achten, begab er sich